



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hellenentum und Christentum : 2. Die nachhomerische Religion

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Georgs III. hinterließen nur drei ebenbürtige Nachkommenschaft; aber es liegt keine Veranlassung vor, schwarz zu sehen. Fürs erste ist die Thronfolge in gerader männlicher Linie als gesichert anzusehen. Für eine Stärkung des englischen Königtums ist jedenfalls ein langer ununterbrochener Mannesstamm sehr zu wünschen, und andre Völker können sich diesem Wunsche von ganzem Herzen anschließen. Ein starkes Königtum in England ist eine weit bessere Gewähr des Weltfriedens als ein schwaches, unter dem ein von einem Kapitalistenringe gestützter Parteipolitiker den Staatsmann spielen und ungestraft Gut und Blut und Ehre des Landes in wilden Abenteuern vergeuden darf.



Hellenentum und Christentum

2. Die nachhomerische Religion



Die homerischen Gedichte sind wegen ihres geringen Umfangs ein leicht zu bewältigender Stoff; man bedarf keiner Gelehrsamkeit dazu, zu ermitteln, welchen Aufschluß sie über die Kulturzustände und Gedankenkreise der Heroenzeit gewähren, ich habe deshalb Nägelsbachs *Homerische Theologie* ungelesen gelassen, obwohl mir das gleich zu nennende andre Werk dieses Gelehrten durch wertvolle Fingerzeige genützt hat. Aber wenn man ein richtiges und zuverlässiges Urteil über die nachhomerische Religion der Griechen gewinnen will, muß man die ganze griechische Litteratur beherrschen. Da ich das nicht erreichen kann, mußte ich zu den Werken von Fachgelehrten meine Zuflucht nehmen und habe Jakob Burckhardts *Griechische Kulturgeschichte**) und Nägelsbachs *Nachhomerische Theologie* gelesen. Beide haben meine aus einer kleinen Auswahl von Werken der Alten gewonnene Ansicht zwar in untergeordneten Einzelheiten berichtigt, im großen und ganzen aber bestätigt und durch reichliche Ergänzung ihrer mangelhaften Grundlagen befestigt; namentlich der ungeheuern Fülle von Belegstellen, die Nägelsbach gesammelt hat, habe ich dies zu verdanken.

Homer offenbart sein Dichtergenie u. a. auch darin, daß er unter den Volksgöttern eine Auswahl getroffen hat, sodaß der Leser nicht durch eine übermäßige Menge von Namen und Gestalten verwirrt wird, sondern es nur mit einer ziemlich übersichtlichen Gesellschaft zu thun hat. Denn die unzähligen Namen, die uns in der Theogonie begegnen, hat Hesiod gewiß nicht erfunden; wenn auch er als Götterschöpfer genannt wird, so bezieht sich das doch wohl nur auf die genealogische Anordnung der dem Volke längst vertrauten Ge-

*) Burckhardt soll die Veröffentlichung der unter diesem Titel von seinem Neffen herausgegebenen Studien durch leghwillige Verfügung verboten haben, weil er sie für unreif hielt; ihren Wert als Sammlung von Quellenstoff beeinträchtigt die Unfertigkeit nicht.

stalten. Auf eigne Faust wird er höchstens eine Anzahl von Abstrakten, von Thätigkeits- und Leidensbegriffen wie Hunger, Schwermut, Schlacht, Gesecht und Eid zu Göttern gemacht haben. Daß die Zeugungen, Kämpfe und Unthaten der alten Götter Personifikationen von Naturvorgängen sind, sieht man bei einzelnen ganz deutlich, so wenn die in Hesiods Weltkreise berühmtesten Ströme als Kinder des Okeanos aufgezählt werden. Die Entthronung der alten Götter durch die Olympier ist bald als Sinnbild der Bändigung wilder Naturkräfte durch den Menschen und der Aufrichtung einer geseligen Ordnung, bald als Erinnerung daran aufgefaßt worden, daß der Kult älterer, wüster, orientalischer Gottheiten durch den der griechischen verdrängt worden sei. Nägelsbach verwirft beide Erklärungen; die erste, weil zum ältern, titanischen Göttergeschlecht auch Themis und Prometheus gehören, das Recht und die aus der Vernunft hervorgehende menschliche Kultur; die zweite, weil schlechterdings kein Beweis dafür erbracht werden kann, daß die Griechen in der pelagischen Zeit andre, orientalische Götter verehrt hätten, obwohl nicht bloß in jener alten, sondern auch in späterer Zeit manches Orientalische und Ägyptische, wie die Kuhgestalt der Io, die Zwölfszahl der Thaten des Herakles, der Driagrammus der Dionysosfeste in die Mythologie und den Kultus der Griechen eingebrungen ist. Vielmehr deutet, wie schon bemerkt worden ist, so manches an, daß Zeus, der indische Himmels-gott Dyaus, nicht bloß der erste, sondern ursprünglich der einzige Gott der griechischen Arier gewesen ist, so der uralte dodonäische Spruch: Zeus war, Zeus ist, Zeus wird sein. Die Titanengeschichten, meint Nägelsbach, seien ein Produkt der Grübeleien. Weil die Götter nicht ewig, sondern entstanden und dabei als menschenähnliche Personen gedacht wurden, mußte man zu ihnen Eltern, Großeltern, Stammbäume hinzudenken und einen Grund ersinnen, warum die alten Götter, die doch nicht gestorben waren, nicht mehr regierten. Die Naturmythen, die zeigen, wie die Elemente auseinander hervorgehen und einander verschlingen, boten den Stoff dar für die Genealogien.

Abgesehen von der bedenklichen Bereicherung des Göttergeschlechts durch immer neue Gestalten erfuhr die Vorstellung von der Gottheit nach Homer keine wesentliche Veränderung mehr. Die Menschenähnlichkeit der Götter wurde so stark betont, daß Heraklit die Menschen sterbliche Götter und die Götter unsterbliche Menschen nennen durfte. Außerordentlich befestigt wurde der Glaube an die menschenähnliche konkrete Individualität der Götter durch die Plastik. Diese gewaltige und unvergleichliche Leistung des griechischen Geistes brachte auf dem Gebiete der Religion ganz entgegengesetzte Wirkungen hervor. Einerseits wurde durch die Schönheit der Götterbilder die Gottesidee veredelt, alles Häßliche, Gemeine, Rohe, Wüstphantastische und Teufelische, das die orientalischen Fragen darboten, davon ausgeschieden. Nur das Edelste und das Höchste, was der Mensch zu denken vermag, wurde im Götterbilde verkörpert. Von der ursprünglichen Vorstellung, wonach die Götter nichts andres waren als die Elemente, die großen Naturkörper und Naturerscheinungen, blieb gar nichts mehr übrig, seitdem die Bildhauer das Werk des Homer, der die Götter

mit Worten gemalt hatte, vollendeten. Aber diese ästhetische, geistige und moralische Erhöhung der Gottheit war doch zugleich eine Erniedrigung. Die vollständige Durchführung der Vermenschlichung bedeutete eine Beschränkung. Wie konnte man sich die in Menschenleibern eingeschlossene göttliche Kraft als Herrn der Natur denken? Jeder von diesen Göttern war höchstens ein König, der in einem begrenzten Bezirk herrschte und nur in solcher Begrenzung Macht übte. Und da das Volk, wie immer und überall, das Bild für das Wesen zu halten geneigt war, verfiel es in den plumpen Aberglauben der Bilderanbetung, der es zum Gespött der jüdischen Monotheyisten machte. Auch die Gebildeteren, die nicht geradezu das Bild für den Gott hielten, glaubten doch, daß dieser in dem Tempel, wo sein Bild stand, irgendwie anwesend sei, und daß er bei der Entfernung des Bildes den Ort verlasse. Ja, es kam vor, daß man einen Gott, dem man nicht recht traute, durch Ansetzung seines Bildes an den Ort zu fesseln versuchte. Und wenn dann das angerufne Bild in Nöten nicht half, so bekannten die weniger Frommen offenherzig, sie hätten es satt, taube Bildsäulen anzuflehn oder unsichtbare Götter, die weiß Gott wo wären; sie wollten sich fortan lieber an mächtige Menschen wenden, die sichtbar, gegenwärtig und nicht aus Holz oder Stein wären, sondern Ohren hätten, zu hören. Mit solchen Worten hat sich ein Schmeichler, dessen Name unbekannt ist, an Demetrius Poliorketes gewandt. Namentlich aber dem philosophischen Streben nach Vereinheitlichung der Gottheit hatte die Plastik ein unübersteigliches Hindernis geschaffen. „Als in den herrlichen Werken der bildenden Kunst die Gottheiten jede nach ihrer besondern Weise dem Auge sich gleichsam leibhaftig darstellten, wurde der Polytheismus durch die tägliche Anschauung in den Gemüthern mit Macht befestigt.“ (R.) Burckhardt hält doch dafür, daß die Vorteile, die die Plastik der Religion gebracht habe, überwogen hätten. Gerade sie mache es offenbar, daß die griechische Religion noch eine andre Quelle gehabt habe als die Furcht vor den Naturgewalten: die Liebe zum Schönen, Vollkommenen und die Sehnsucht danach. „Sodann ist nicht zu bezweifeln, daß die Nation diese hohe Kunst als einen Besitz betrachtet haben wird wie ihren Kultus, daß ferner die Kunde von der gewaltigen Überlegenheit der griechischen Götterbilder über die aller Völker ringsum weit verbreitet gewesen sein muß, und daß auch hierin das Hochgefühl des Hellenen gegenüber von allen Barbaren und Halbbarbaren seine reichliche Nahrung fand. . . . Dies schöne Göttervolk stand in Tempeln und heiligen Bezirken, auf den Gassen und Plätzen der Städte und auch draußen im Freien bis in die Waldeinsamkeit hinein. Von ihrer Empfindung diesem allen gegenüber haben die Griechen keine Worte gemacht, und inwieweit das Kultbild eines Tempels die Gottheit selbst sei, hat etwa einmal ein Zweifler, aber nie das Volk selbstörtert. Dem Mythos mit Erklärungen zusehen konnte jeder Sophist; das Volk aber wird wenigstens geahnt haben, daß diese Bilderwelt seine eigne Geschichte in größerm Sinn enthalte. Noch in einer weitem Beziehung blieben Religion und Kunst bei den Griechen lange verbündet. Das Weihgeschenk an ein Heiligtum hatte sich bei den Griechen vom materiellen Werte befreit; an die Stelle der Goldschätze gallischer Tempel, der Goldbarren des Pyderkönigs

war hier mehr und mehr das Kunstwerk getreten. Und nun vergegenwärtige man sich neben der künstlerischen die religiöse Wirkung jener unermesslichen Menge der Anatheme, von der bescheidenen Exvototafel in einem kleinen Tempel, einer Herrenkapelle bis zu den oft gewaltigen Gruppen mythologischen, allegorischen, historisch-politischen Inhalts, welche den heiligen Bezirk von Olympia und die Terrassen von Delphi füllten! Aus diesen Weihgeschenken sprach vor allem nicht mehr die Angst, welche die Gottheit durch Stoffwert gewinnen will, denn hiervon hatte eine hohe Kunst die Gemüter losgesprochen."

Das Gepräge der Schönheit, die in der Darstellung der Gottheit völlig gesiegt und alles Unwürdige ausgeschlossen hatte (wenn die Gottheit nicht in edler Menschengestalt dargestellt werden soll, dann darf sie gar nicht dargestellt werden, sagt Novalis), wurde nun dem gesamten Kultus aufgedrückt. Die Opferhandlung, auf die sich bei Homer der Kultus beschränkt, und die an sich doch bloß eine Schlachtung war, wurde mehr und mehr von ihrer künstlerisch gestalteten Umrahmung verdeckt. Jeder Ort hatte seinen Tempel oder auch viele Tempel, der Tempel war das Haus des Götterbildes, und die täglich geübte Kulthandlung bestand im Gebet vor dem Götterbilde. Das gesprochne, dann das gesungne Wort, endlich die dramatische Handlung samt Festaufzügen, Tänzen und Pantomimen machten den feierlichen Gottesdienst aus. Dieser Kultus, schreibt Burckhardt, „war vor allem kurzweilig, wie es schon der Mythos war. Das Volk und die Jugend waren hier voran, und von Kindheit an und auch bei den Ärmsten war der Götterdienst das schönste, was es gab.“ Wie die Alten darüber dachten, mögen zwei Aussprüche aus den Zeiten bekunden, wo der Götterglaube schon verfiel, während der Götterdienst fortfuhr zu blühen. Strabo schreibt 10, 3: „Gemein haben dies die Griechen mit den Barbaren, daß sie während der Festruhe heilige Handlungen vornehmen, und zwar teils mit Enthusiasmus (oder Orgiasmus), teils ohne solchen, teils mit, teils ohne Musik, bald geheimnisvoll, bald öffentlich. Zu allem diesem leitet die Natur selbst an. Denn die Ruhe zieht den Sinn von den menschlichen Geschäften ab und erhebt ihn zum Göttlichen. Die Begeisterung nähert ihn dem Zustande des Sehers. Die mystische Heimlichkeit aber macht die Gottheit ehrwürdig, indem sie lehrt, daß sich das Wesen Gottes der Wahrnehmung entzieht. Die Musik endlich bringt uns durch den Genuß, den alles Schöne gewährt, der Gottheit näher. Denn es ist wohl schön gesagt, die Menschen ahmten die Gottheit dann am vollkommensten nach, wenn sie Wohltaten erwiesen; richtiger aber ist es, daß sie am gottähnlichsten sind, wenn sie glücklich sind, und das ist der Fall, wenn sie Feste feiern, musizieren und philosophieren.“ Und Plutarch de superstitione schreibt: „Ergötzender ist kein Aufenthalt als der in den Heiligtümern, keine Zeit als die der Götterfeste; nichts, was man sonst hören oder sehen kann, erfreut so wie das, was wir von Göttersachen hören oder selber vollziehen mit Jubel, Tanz, Opfern und Weißen. Da, wo die Seele die Gottheit besonders nahe glaubt, da am ehesten löst sie sich von Trauer, Furcht und Gram und überläßt sich willig der Freude bis zu Trunkenheit, Scherz und Gelächter. Bei Opfern und Auf-

zügen werden von Fröhlichkeit und Wonne erhoben der Greis und die Greisin, die Mühlflavin, der Arme, der Hausflave und der Ackerknecht, und Opferrmahle sind wonniger als Königsmahle.“ Schon die Prozession, mit der jedes Fest begann, meint Burckhardt, möge ein beneidenswerter Anblick gewesen sein. Hier haben wir den Schlüssel zur Unverwundlichkeit des griechischen Heidentums und des — Katholizismus! Der Kultus durchdrang eben das ganze Leben der Griechen in dem Maße, daß Nägelsbach sagen darf, profane Ergötzlichkeiten habe es überhaupt nicht gegeben. Jede Mahlzeit wurde, wie auch jede Schlacht, durch Libationen und den Páan zu einem Gottesdienste geweiht, jeder Tag wurde mit Gebet begonnen und geschlossen, keinem Familien- und Gemeindefest fehlte die gottesdienstliche Weihe; daß die Theateraufführungen Kultushandlungen waren, ist allgemein bekannt. Die Griechen waren also wirklich das frömmste aller Völker, wie übrigens schon jeder Schüler zu erkennen vermag, wenn er die Anabasis liest. Und wie mit dem stolzen hellenischen Nationalbewußtsein, so verschmolz der Kultus auch noch mit dem Lokalpatriotismus. Die besondern Mythen, Heiligtümer und Kulte jeder Stadt wurden nach Burckhardt von ihren Bürgern als ein Reichthum geschätzt (wie in gut katholischen Ortschaften die schönen Kirchen, die Schutzpatrone und Patronatsfeste), und diesem Gefühl gegenüber machten sich alle Aufklärer und Gottesleugner nur lächerlich. Auf die Frage: Was hatten die Griechen an ihren Göttern? antwortet Burckhardt: „Unausprechlich vieles, indem sie aus der Anschauung des gesamten Volks hervorgegangen und dann von dessen höchsten Kräften menschlich ausgebildet und zum verklärten Spiegel der Nation gestaltet worden waren; aber nur sehr mäßiges, sobald es sich um moralische Vorbildlichkeit und um Trost handelte.“ Daß die Griechen keine Priesterkaste hatten, die ihre Mythologie hätte in ein System bringen und in kanonischen Schriften niederlegen können, auch keine von Priestern erteilte Belehrung beim Gottesdienste, das hatte ebenso wie die Götterbildnerei seine guten und seine schlimmen Folgen. Der Mangel an erbauender Belehrung beim Gottesdienste drückte diesen zu einem bloßen, gewiß vielfach recht rohen Volksvergnügen herab, bei dem für die Erhebung, Läuterung und Besserung der Seele meistens gar nichts oder weniger als nichts herauskommen mochte. Andererseits darf der Vortheil nicht unterschätzt werden, daß kein unfehlbares Lehramt den Fortschritt der Philosophie hemmte, und daß, als die griechische Religion ihre Aufgabe erfüllt hatte und dem Christentum weichen mußte, der überlebten Religion nicht außer der Anhänglichkeit des Volks an seinen Kult auch noch ein orthodoxer Glaube als Stütze diente.

Wie jede Stadt, so hatte auch jedes Haus seine besondern Götter und Gottesdienste. Plato wollte diese Hausgottesdienste als Brutstätten des Aberglaubens unterdrückt wissen. Wenn nun Burckhardt, der überhaupt von der Polis viel Schlimmes zu sagen weiß, das für Wahnsinn erklärt, weil der Herd mit den Götterbildern die einzige Zuflucht gewesen sei für Leute, die einmal der furchtbaren Polis entrinne wollten — hier wenigstens habe sie nicht eingreifen können —, so scheint er mir ebenso wie die meisten Staatsweisen durch das doppelsinnige Wort Staat irre geführt worden zu sein, das sowohl

für den antiken Stadtstaat wie für den modernen Großstaat genommen wird. Trotzdem daß die griechische Polis ihre Bürger weit mehr in Anspruch nahm als der moderne Großstaat seine Unterthanen, bin ich überzeugt, daß diese Bürger die Lasten, Opfer und Beschränkungen, die ihnen ihre Polis auferlegte, nicht als Druck empfunden haben; aus dem einfachen Grunde, weil sie selbst die Polis waren und alle Zwangsmaßregeln, denen sie unterlagen, von ihnen selbst ausgingen. Selbstbeherrschung empfindet der, der sie übt, nicht als Druck. Die geringe Anzahl der Staatsgenossen, die Gleichartigkeit ihrer Bildung, ihrer religiösen, politischen und moralischen Anschauungen und ihres nationalen Empfindens und die thatsächliche Gleichberechtigung aller schlossen die Möglichkeit aus, daß Gesetze hätten zustande kommen können, die von allen Bürgern oder von der Mehrzahl als Zwang empfunden worden wären, und vor denen sich manchmal in das unantastbare Heiligtum des Hauses zu flüchten sie das Bedürfnis gefühlt hätten. Vielmehr waren sie nirgends lieber als in der Öffentlichkeit und betrachteten, wie Nägelsbach mit vielen Aussprüchen belegt, die Polis als ihre größte Wohltäterin, der sie Schutz, Familie, gute Erziehung, ihren ganzen Schatz an geistlichen und sittlichen Gütern und vor allem auch das so höchst erfreuliche Religionswesen, die Feste und Götterkulte verdankten. In innern Unruhen, die bald durch die Vermögensunterschiede, bald von einzelnen Ehrgeizigen hervorgerufen wurden, fehlte es ja nie und nirgends, aber wenn die eine Partei von der andern unterdrückt wurde, so war eben die feindliche Partei die Unterdrückerin, nicht die Polis; der Zwang wurde dann von Personen gegen Personen geübt, nicht aber kam es vor, daß der Staat seinen Mitgliedern Dinge zugemutet hätte, die gegen das religiöse Empfinden oder gegen die Lebensgewohnheiten einer Minderheit gegangen wären; in beidem waren ja alle jederzeit einig. Im modernen Großstaat dagegen mit seinen religiösen, nationalen, Sprach- und Bildungsgegensätzen, seinen einander tausendfach widersprechenden Standes-, Wirtschafts- und Lokalinteressen ist eine Regierung, die nicht in jedem Augenblicke die Mehrheit ihrer Unterthanen vor den Kopf stieße, nicht täglich die Interessen und die Empfindlichkeiten von Millionen verletzte und in ihre Lebensgewohnheiten eingriffe, nicht die Wünsche von Hunderttausenden kreuzte, gar nicht denkbar. Hier wird also der Staat von der großen Mehrzahl immer als eine fremde Macht, als ein Zwingherr angesehen, den man, gelinde gesagt, nicht liebt, und den sich der gutgesinnte Bürger nur eben als das kleinere Übel — das größere ist die Anarchie — gefallen läßt. Unter diesen Umständen kann es vorkommen — und es kommt wirklich hie und da vor —, daß sich ein Teil des Volks, der sich zurückgesetzt oder gedrückt fühlt, vorm Staat in die Kirche rettet, die ihm den mangelnden gemüthlichen Herd ersetzt, und daß er, nur weil er die Kirche hat, den Staat ertragen zu können vermeint, daß er aber, wenn ihm die Kirche geraubt wird, den Staat nicht mehr gutwillig erträgt, sondern sein erklärter Feind wird, nicht Feind der Gegenpartei im Staate, sondern des Staats selbst. Die Geschichte sagt uns zwar, daß die jeweilig ungünstiger Gestellten in den Zeiten des Feudalismus und der Kleinstaataerei weit Schlimmeres zu erdulden hatten als heute, aber nicht

die Geschichte bestimmt das Empfinden der Masse, sondern die Erfahrung der Gegenwart. Und so trifft denn die Kritik, die Burckhardt am alten Plato geübt hat, weit weniger diesen als eine Reihe moderner Staatsmänner und Staatsbeamten.

Wenn schon die Menschen der heroischen Zeit über das Wesen der Gottheit und die Widersprüche in den Vorstellungen von Gott nachgedacht haben, so versteht es sich von selbst, daß diese Denkarbeit in den nachfolgenden rationalistischen und philosophischen Zeiten methodisch betrieben wurde. Zu einem festen und sichern Ergebnisse gelangte sie nicht, am wenigsten zu einem solchen, das die Philosophen und das Volk gleicherweise befriedigt hätte. Je klarer den Philosophen die Einheit der Welt und des in ihr waltenden Geistes wurde, desto fester klammerte sich dieses an seine Göttergestalten und schleppte zuletzt auch noch Barbarengötter herbei. Einer Ausgestaltung der Lehre von der Weltregierung fehlte die Grundlage des Glaubens an die Welterschöpfung, und was die Vorstellung von den sittlichen Eigenschaften der Gottheit betrifft, so fand man sich über die zahllosen irdischen Vorkommnisse, die der Gerechtigkeit Gottes zu widersprechen scheinen, nicht hinweg. So sind denn die Schriften der Alten erfüllt von Klagen über das Unglück der Guten, das so Manchem Zweifel einflöße an der Gerechtigkeit der Gottheit. Davon, daß jedes Verbrechen Strafe nach sich ziehe, ist man im allgemeinen fest überzeugt. Solon meint, Zeus mache es nicht so wie der Mensch, der sofort dreinfahre, wenn einer seiner Untergebenen etwas Unrechtes thue, aber verborgen bleibe ihm keiner, der aus Übermut frevle, und er bringe den Frevel ans Licht; nur büße der eine früher, der andre später, „ja wenn sie selbst auch flohen, und nimmer sie mehr faßte der Götter Urteil, kommt es doch endlich einmal, und schuldlos büßen die Unthat eigne Kinder noch ab, oder das nächste Geschlecht“; eine Ansicht, die viel erörtert wurde. Oft wird die Überzeugung ausgesprochen, daß die Gottheit einen innerlichen Haß gegen das Böse hege, nicht etwa bloß über die Verletzung einer äußerlichen Sagung zürne. Weil sie selbst die Gerechtigkeit liebt, weil Themis dem Zeus innig verbunden ist, darum hat sie die Gerechtigkeit auch als das Gesetz aufgestellt, wonach die Menschen ihr Leben zu regeln haben. Hesiod rät seinem ungerechten Bruder: „Du, o Perseus, vernimm mit wohlauferndem Herzen: nur der Gerechtigkeit folg, und gänzlich vergiß der Gewaltthat! Solch ein Gesetz ward den Menschen von Zeus Kronion geordnet. Fische der Flut, Raubtier und krallichte Vögel des Himmels hieß er fressen einander, dieweil sie des Rechts ermangeln; aber den Menschen verlieh er Gerechtigkeit, welche der Güter edelstes ist.“ Dem neunzehnten christlichen Jahrhundert blieb es vorbehalten, als neuste und höchste Offenbarung der Wissenschaft die Lehre zu vernehmen, daß das den Raubtieren gegebne Gesetz auch für die Menschenwelt gelte, und seine getreue Beobachtung die eigentliche Moral sei.

Alle guten Gaben ohne Ausnahme, die geistigen wie die leiblichen, die den Staaten und die den Einzelnen zu teil werden, stammen von den Göttern, und das Glück, das Athen eine Zeit lang genoß, wurde für eine Belohnung seiner Frömmigkeit angesehen. Außergewöhnliche Gutthaten werden wohl auch

durch ein Wunder belohnt. Der Redner Phlegon erzählt, bei einem Ausbruch des Ätnas habe ein Sohn seinen alten Vater auf dem Rücken fortgetragen und sei, durch die Last am schnellen Laufen gehindert, von der Lava ereilt worden. Da habe es sich gezeigt, wie gnädig die Gottheit den Guten gesinnt sei: der Feuerstrom habe sie in einem Kreise umflossen, und gerade diese beiden allein seien gerettet worden.

Immerhin bleibt nach der Erfahrung die betrübende Thatsache bestehen, daß zwar dem Frevler die Strafe, nicht aber dem Guten die Belohnung sicher ist. Das führt zur Ausbildung der bekannten Lehre vom Götterneide. Daß die Gottheit verbrecherische Hybris nicht duldet, das muß jeder in der Ordnung finden, und dem Wort im Magnifikat der Jungfrau Maria: Er stürzt die Gewaltigen vom Thron und erhöht die Niedrigen, begegnet man öfter bei den Alten. Aber daß auch solche Glückliche und Angesehene, die nichts verbrochen haben, ins Unglück stürzen, das erforderte eine besondere Erklärung. Man dachte sich die Sache so, daß die Götter allein das Recht hätten, erhaben und ununterbrochen glücklich zu sein, und daß der Mensch, der auf eine ähnliche Stellung und auf ungetrübtes Glück Anspruch mache, in ihr Privilegium eingreife und die den Menschen durch die Weltordnung gesetzte Grenze überschreite. Die Götter üben also gewissermaßen Polizei in der Welt und versehen jedem etwas, der die von ihnen gezogene Linie überschreitet; doch beschränken sie sich nicht darauf, sondern führen positive Pläne durch. Xenophon ist der Ansicht, daß ein göttlicher Ratschluß den Athenern die Seeherrschaft, den Lacedämoniern die Beherrschung des Festlands zugeteilt habe; und wenn Artabanus, der anfänglich dem Xerxes von dem Zuge gegen Griechenland abgeraten hat, durch einen schrecklichen Traum bekehrt dazu rät, weil die Götter den Untergang der Hellenen beschlossen und den Xerxes zum Werkzeug erkoren hätten, so will Herodot mit dieser Erzählung ohne Zweifel lehren, daß allerdings die Götter den Xerxes zur Ausführung eines großen Planes erkoren hätten, dessen Endziel freilich nicht die Vernichtung, sondern die Erhöhung der Hellenen gewesen sei. Was immer die Menschen Gutes und Großes zustande bringen, das vollführen sie entweder als Werkzeuge der Götter in deren Auftrage oder wenigstens nicht ohne ihre Hilfe. Wenn also Herodot die Athener als die Retter Griechenlands preist, da sie den König zurückgetrieben hätten, so unterläßt er nicht, hinzuzufügen: nächst Gott (*μετά γὰρ θεός*). Hier und da findet sich auch die Ansicht, wenn Dinge geschähen, die der Gerechtigkeit widersprechen, so läge das daran, daß sich die Götter um die Handelnden und Leidenden nicht gekümmert hätten. Die Durchführung der Idee einer göttlichen Weltregierung, zu der so viele schöne Anläufe genommen wurden, scheiterte eben an der ungenügenden Macht von Wesen, die nicht als Schöpfer der Welt, sondern als gleich den Menschen aus dem Urstoff entstanden gedacht wurden.

Immer aber wird daran festgehalten, daß doch ihre Macht sehr groß und ihr Walten mit der Weltordnung, deren Ursprung in Dunkel gehüllt bleibt, auf das innigste verflochten sei. Darum wird der Atheos, der die Gebote der Götter nicht achtet, ihren Dienst vernachlässigt oder gar in Titanenübermut die göttliche Weltordnung zu durchbrechen versucht, nicht bloß für einen Ver-

brecher, sondern für einen Narren angesehen. Das Gegenteil solcher Narrheit sind die Tugenden, deren sich der Durchschnitt der Griechen auf den Rat ihrer Weisen befleißigte: Frömmigkeit, Besonnenheit und Gerechtigkeit. Die griechische Frömmigkeit bestand in der gewissenhaften Verrichtung der vorgeschriebnen oder herkömmlichen Opfer und Gebete, in der Teilnahme an den Festversammlungen, in der fleißigen Erforschung des Götterwillens durch die mancherlei Praktiken der Mantik und namentlich durch Befragung der Orakel. Menschenopfer waren in Zeiten großer Gefahr oder Bedrängnis nicht selten, doch scheint die Schlachtung eigener Kinder seit dem mythischen Opfer in Aulis nicht mehr vorgekommen zu sein, und wie dort war man froh, wenn sich die Gottheit mit einem stellvertretenden Opfertier begnügte. Man schlachtete nicht zum Vergnügen, aus Grausamkeit Menschen, sondern weil man wie Abraham einem ausgesprochenen Götterwillen gehorchen zu müssen glaubte. Auch bei Städtegründungen forderte der Aberglaube manchmal, daß geopfert Menschen unter der Mauer begraben würden. Die hellenische Eusebie war also an sich Wertheiligkeit, aber sie blieb keineswegs ohne Beziehung auf Gemütsstimmung und Sittlichkeit. Man begreift nicht, wie Döllinger behaupten konnte, die Griechen hätten von einem sittlich Bösen im Unterschied vom physischen Übel und von Sünde in unserm Sinne nichts gewußt und im Gebet nur materielle Güter begehrt, wenn man bei Nägelsbach die Wolke von Zeugnissen für das Gegenteil findet. Zum Opfern werden reine Hände und ein reines Herz gefordert. Nicht darf der Gottheit etwas dargebracht werden, woran Sünde klebt, z. B. ungerechter Erwerb. Damit nicht ein unheiliges Wort den Lippen entfahre, ist strengstes Schweigen vorgeschrieben; Verbrecher wie Mörder und Ehebrecherinnen, Menschen von anrüchigem Lebenswandel wie die Hetären bleiben von der heiligen Handlung ausgeschlossen. Des Xenophon Schrift Hipparchikus beginnt mit den Worten: „Beim Opfer muß man die Götter zuvörderst bitten, sie möchten verleihen, daß man denke, rede und thue, wodurch man ihnen angenehm, sich selbst, den Freunden und der Stadt lieb und nützlich wird.“ Pindar, der hochangesehene, schließt einen seiner Siegerpreise mit der Bitte um *aidō*, ein Wort, das heilige Schen, den Inbegriff aller Tugenden bezeichnete, und für Hieron bittet er, Zeus möge ihm verleihen, immer den Pfad des Rechts mit geradem Blick zu erspähn. Das Bewußtsein der Sündhaftigkeit aber bewegte die Griechen tief und lebhaft; sogar wenn sie ihre Sünde auf Bethörung durch eine Gottheit zurückführten, lehnten sie die Verantwortung dafür nicht ab, ja sie erklärten wohl die Bethörung selbst schon als eine gerechte Strafe für ein früheres Vergehen, die den Sünder entweder durch neue Verschuldung zur Selbsterkenntnis und Besserung führen oder einem gerechten Strafgericht überliefern sollte. (Das schreckliche neunte Kapitel des Römerbriefes von der Verwerfung Esaus und der Verstockung Pharao's widerstrebt unserm sittlichen Empfinden stärker als alles, was die Griechen über diesen Gegenstand spekuliert haben.) Mit der richtigen Stellung zur Gottheit, die durch das Wort Eusebie ausgedrückt wird, ist auch schon die Sophrosyne gegeben, das richtige Verhalten innerhalb der Menschenwelt. Die gewöhnliche Übersetzung, Besonnenheit, drückt nur eine einzelne Äußerung der Sophrosyne aus. Das Wort kommt von *σῶς* und

bedeutet also die Gemütsverfassung des geistig gesunden Menschen. Der geistig gesunde und dabei mit hellem Blick begabte Hellene ist vor allem kein Thor, der mit dem Kopfe durch die Wand will. Er kennt die Grenzen seines Vermögens und seiner Befugnis und hält sich streng innerhalb deren, weiß auch, daß diese Grenzen je nach Lebensalter und sozialer Stellung wechseln, weshalb sich beim Jüngling die Sophrosyne als Bescheidenheit äußern soll. Diese Sophrosyne schließt also auch die Gerechtigkeit schon ein, mäßigen Lebensgenuß aber nicht aus. Sie versteht eben aus dem schlechten irdischen Leben das Beste zu machen, was sich daraus machen läßt. Dazu gehört wesentlich die Scheu vor aller Hybris, die die Götter herausfordern könnte, und daß man niemals wie der dumme Hund in der Fabel das Fleisch, das man hat, aus dem Maule fallen lasse, um nach einem Scheingebilde zu schnappen. Ist dein Los erträglich, mahnt Theognis, so rüttle nicht dran, sondern bleibe zufrieden; ist es schlimm, so suche es mit ruhiger Beharrlichkeit zu bessern.

Aber der Grieche, vorzüglich der wegen seiner Milde, Gütigkeit und Barmherzigkeit (*πραότης*) gepriesene und sich selbst beräuchernde Athener, bleibt bei der Gerechtigkeit nicht stehn, sondern rühmt sich seiner Philanthropie, seiner Menschenliebe, im Gegensatz zu den grausamen Barbaren. Er weist darauf hin, daß bei ihm die scheußlichen Strafweisen der Asiaten nicht gebräuchlich sind, daß er jedermann liebreich und freundlich behandelt und Hilfsbedürftigen gern Hilfe leistet. Den Nebenmenschen nennt er den Nächsten (*ὁ πλησίον*). Alle, die sich nicht selbst helfen können, stehn unter dem Schutze der Götter, und ihnen beizustehn, ist eine Pflicht, deren Erfüllung nicht etwa als ein opus supererogatorium des Edelmutz angesehen, sondern von der Gerechtigkeit gefordert wird, wie das auch bei den Juden der Fall war; hütet euch, daß ihr eure Gerechtigkeit nicht vor den Menschen übet, sagt Christus und meint damit das Almosengeben. So erkennt also der Hellene dem Reisenden das Recht auf Gastfreundschaft, dem Armen und dem Greise das Recht auf Gewährung des Unterhalts zu. Von Volksherbergen der Armen spricht schon Hesiod (Werke und Tage B. 493 und 501). In den Gerichtsreden werden mehrfach Männer erwähnt, die einen großen Teil ihres Vermögens teils auf Leistungen für den Staat (Liturgien), teils auf Privatwohlthätigkeit verwandt haben. Nach Sokrates ist Bettel eine Schande für die Stadt. Man lasse es also, sagt er, jedenfalls stark übertreibend, aber doch wohl ein allgemein anerkanntes Ideal zeichnend, in Athen gar nicht dazu kommen. Es herrsche da zwischen Reichen und Armen die schönste Eintracht. Diese, weit entfernt davon, die Wohlhabenden zu beneiden, seien vielmehr um deren Häuser so besorgt wie um ihre eignen, da sie wüßten, daß jener Wohlfahrt auch ihnen solche verbürge. Die Reichen aber sähen über die Armen nicht hochmütig hinweg, erachteten es vielmehr als eigne Schande, wenn jemand in der Stadt Not leide, und sorgten für die Bedrängten, indem sie ihnen entweder Landgütchen wohlfeil verpachteten oder ihnen in Handel und Gewerbe Verdienst verschafften. So sei der gerechte Besitz gesichert, der Genuß allen gemeinsam gewesen. Merkwürdigerweise behauptet Nägelsbach Seite 261, die hellenische Nächstenliebe sei nicht als freie Bethätigung eigener, auch ohne das Gesetz vorhandner

Stimmung dem Herzen entstammt, sondern nur aus Achtung vor dem Gesetz geübt worden. Man habe eben jedem Berechtigten: dem persönlich berechtigten Freunde, Verwandten und Wohltäter, dem politisch berechtigten Mitbürger, dem göttlich berechtigten Hilflosen das Seine gegeben. Die Cyropädie allein schon, die ganz und gar vom Geiste der Menschenfreundlichkeit durchweht ist, genügt, davon zu überzeugen, daß die griechische Philanthropie nicht kalte, berechnende Gesetzmäßigkeit war, sondern aus dem Herzen quoll. Diese Philanthropie war Freude am gesunden, schönen und guten Menschen und ein Verhalten, das sich bei solcher Stimmung von selbst ergibt. Daß man den Barbaren für den natürlichen Feind ansah, steht mit dieser Philanthropie nicht in Widerspruch, sondern ist in ihr begründet. Denn da reines und vollkommnes Menschentum nur bei den Hellenen zu finden war, so mußte jeder Freund dieses Menschentums der Feind von Barbaren sein, die Hellas mit dem Untergange bedrohten. Begründet dagegen ist Nägelsbachs Ansicht, daß die Hellenen die Gottesliebe weder im subjektiven noch im objektiven Sinne gekannt haben. In den Göttern wurde zwar Wohlwollen gegen einzelne Lieblinge, aber nicht allgemeine Menschenliebe vorausgesetzt, deshalb liebte man die Gottheit nicht, sondern verehrte und fürchtete sie bloß und leistete ihr Gehorsam. Jedoch ist auch hierin der Abstand des Hellenentums vom Christentum bei weitem nicht so groß, wie ihn die christliche Phraseologie erscheinen läßt. An die Liebe des Gottes zu glauben, den die Orthodoxie lehrt, der die ungeheure Mehrzahl der Menschen zu ewigen Dualen geschaffen hat, ist für Denkende ein Kunststück, das zu allen Zeiten nur wenige fertig gebracht haben, und heutigentags, wo wir die Weltgeschichte und das Universum überschauen, erscheint der Geist, der all dieses Ungeheure und zum Teil Furchtbare gewollt und geschaffen hat, als ein so gewaltiger und erhabener, daß sich niemand versucht fühlt, ihn wie einen guten Freund, einen Bräutigam oder einen lieben Papa zu Herzen und zu küssen, eine Thatfache, die auch Hilty öfter hervorhebt. Die konventionellen Gebetbuchphrasen, die von Millionen kindlicher Seelen gedankenlos nachgestammelt werden, entscheiden natürlich die Frage nicht, wo aber wirklich etwas erscheint, was wie warme, leidenschaftliche Gottesliebe aussieht, da lauert gewöhnlich unheimlicher Fanatismus oder gefährliche Schwärmerei im Hintergrunde. Der nüchterne Durchschnittschrist ist zwar überzeugt, daß alle Güter aus Gott stammen, daß also vor allem der Güter größtes, die Liebe, ein Grundbestandteil seines Wesens sein müsse, aber Gott zu lieben vermag er nicht anders, als wie es das Neue Testament an mehreren Stellen lehrt und erlaubt, in seinen irdischen Erscheinungsformen: in den Brüdern, in der menschlichen Person Jesu.

Vollkommen richtig ist es, wenn Burckhardt meint, die Griechen seien in ihrer Blütezeit schlechter gewesen als in der trotz aller Leidenschaft und Gewaltthat so reinen homerischen Welt. „Hier waltet eine noch nicht durch Reflexion zersetzte Empfindung, eine noch nicht zerschlagene Sitte, eine Güte und ein Zartgefühl, woneben das ausgebildete Griechentum mit all seiner geistigen Verfeinerung seelisch roh und abgestumpft erscheint.“ Er hätte aber daran denken sollen, daß der Kulturfortschritt mit der Menschenanhäufung zu-

sammen immer und überall einen Doppelprozess unvermeidlich macht, der zwei entgegengesetzte Erscheinungen erzeugt. Einerseits nämlich verfeinert er das Denken und Empfinden sowie die Sitten, andererseits aber macht er die Menschen durch die Erschwerung des Lebens und die Vermehrung der Kollisionsfälle böshafter und ersetzt die offenen und gewaltsamen Rechtsverletzungen durch heimliche Sünden und durch Thaten der Hinterlist. Burckhardt selbst meint bei einer andern Gelegenheit, der Mensch sei das bössartigste Tier, weil er mehr Hindernisse zu überwinden habe als irgend ein andres. Auch das ist richtig, was er außerdem bemerkt, daß die Hellenen mehr Geschmack am Guten als Kraft dazu gehabt haben. Aber das ist allgemeines Menschenlos, d. h. das Los der gut und edel angelegten Menschen, wie die unzähligen Sprüche von den zwei Seelen und den zwei Willen beweisen. Und der Geschmack darf nicht gering angeschlagen werden, sondern macht gerade das Wesen des Menschen aus. Wer mehr Geschmack am Blutvergießen als an der Philanthropie hat, der wird sich doch wohl in der Regel anders benehmen als der geborne Philanthrop. Wo der Geschmack am Guten vorhanden ist, da wird es, mag das Fleisch auch noch so schwach sein, am Willen und an der That nicht gänzlich fehlen; wo der Geschmack am Guten fehlt, da kann gar kein Wille zum Guten vorhanden sein. Endlich hat Burckhardt auch Recht mit der Bemerkung, die Griechen hätten wie alle entwickelten Völker zweierlei Ethik gehabt, eine von den Bessern wirklich geübte, und eine von den Philosophen in Form von Postulaten aufgestellte. Aber dieses Zurückbleiben der Volksmoral hinter der Idealethik berechtigt noch nicht dazu, Schlüsse aus den Schriften der Dichter und Philosophen auf die Volksmoral für unzulässig zu erklären, wie das einige Rezensenten der drei Spaziergänge mit Berufung auf den heutigen Abstand zwischen Poesie und Leben gethan haben. Heute haben wir in einem ganz andern Sinne zwei Moralen, indem sich Unzählige äußerlich zu einer offiziell geltenden Moral bekennen, die sie vor ihrem Gewissen nicht anerkennen und im Geheimen verlachen. Wir haben außerdem nicht eine theoretische Moral, sondern viele solche, während die Griechen nur eine hatten. Wie ernst es ihnen mit dieser war, obwohl sie im Leben herzlich schlecht befolgt wurde, beweisen folgende zwei Vorkommnisse. Bekanntlich wurde in den Stücken des Euripides vieles sehr anstößig gefunden, was zwar an sich bedenklich, aber der Lage und dem Charakter der Personen angemessen, also ästhetisch gerechtfertigt ist; um diese Angemessenheit kümmerte sich das Volk gar nicht. So wurde das Wort des Hippolytus heftig getadelt: „Nur die Zunge, nicht mein Geist hat geschworen.“ Dieses Wort, schreibt Nägelsbach, „ist an Ort und Stelle nicht nur höchst passend, sondern auch vollkommen sittlich, indem der reine Jüngling, als er das ihm mitzuteilende Geheimnis nicht zu verraten schwur, allerdings nicht meinte, auf Geheimhaltung eines schweren Frevels vereidigt zu werden. Nichtsdestoweniger wurde es dem Dichter zum Verbrechen gemacht, dies Wort dem Hippolytus in den Mund gelegt und dadurch dem Volke die Möglichkeit zum Bewußtsein gebracht zu haben, daß man beim Schwur Wort und Gedanken trennen könne,“ also daß Mentalreservation erlaubt sei. Die

sogenannte Jesuitenmoral ist recht eigentlich ein Erzeugnis des spitzfindigen Griechengeistes, und in der Römerzeit waren die Griechen durch das Gegenteil von Wahrhaftigkeit und Treue bekannt. Andererseits aber war ihre sittliche Empfindung so fein und so stark, daß sie den sophistischen Eidbruch schon verurteilten, wenn er ihnen auch nur scheinbar gegenständlich wurde. Und als das Volk im Vellerophon eine Verherrlichung des Goldes zu hören bekam, stürmte es die Bühne und wollte den Dichter samt den Schauspielern hinauswerfen. Euripides hat, man möge doch erst abwarten, was der Mann für ein Ende nehme, der das Gold zu seinem Abgott gemacht habe, „aber eben auf das Endschicksal des Bekenners verwerflicher Grundsätze kam es dem Volke gar nicht an, man wollte so etwas auf der Bühne überhaupt nicht ausgesprochen wissen.“ (Nägelsbach.)

(Schluß folgt)



König Johann von Sachsen

Zu seinem hundertsten Geburtstag



Die gegenwärtig lebende Generation hat vom König Johann kaum noch ein klares Bild. Seit seinem Tode sind fast dreißig Jahre vergangen, seine Lebenszeit reicht bis an den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurück, und populär, volkstümlich ist er niemals gewesen. Und doch ist seine Regierung eine der ereignisvollsten und wichtigsten in der ganzen sächsischen Geschichte. Als er geboren wurde, am 12. Dezember 1801, war das alte heilige römische Reich deutscher Nation im Zusammenbrechen und das Kurfürstentum Sachsen ohne jeden festen Anhalt; als er starb, am 29. Oktober 1873, da war das neue Deutsche Reich ruhmvoll erstanden, und das Königreich Sachsen, obwohl kleiner als das alte Kurfürstentum, eines der kräftigsten und wirksamsten Glieder am Körper des nationalen Gesamtstaats. Diese ungeheure Umwandlung, innerlich und äußerlich die stärkste, die jemals unserm Volke beschieden gewesen ist, hat Johann nicht nur selbst mit Bewußtsein erlebt, sondern auch zu einem nicht geringen Teile mit herbeiführen helfen. Als Hintergrund aller seiner Jugenderinnerungen erschien ihm selbst späterhin das Bild unaufhörlicher Truppendurchmärsche; er hat als elfjähriger Knabe dem Franzosenkaiser gegenübergestanden, als kaum zwölfjähriger die Schreckenstage der Dresdner Schlacht und die Gefangennahme des greisen Königs Friedrich August nach der Leipziger Völkerschlacht mit erlebt, später die Teilung Sachsens und die wehmütige Heimkehr des Oheims. Aber mehr als durch das alles ist seine Entwicklung durch das innige, schlichte Familienleben im Hause seines Vaters, des edeln Prinzen Maximilian, im Kreise zahlreicher Geschwister und Verwandter bestimmt worden, das von der steifen spanischen Etikette um die Person des königlichen Oheims